

Andrea Müller

DU kannst

dich jetzt

ausziehen,

wir rauchen

hier nackt

Über den Wahnsinn
der Liebe in der
Mitte des Lebens

PROLOG

DER MANN IM BAUM

Wie ich mich in einen Gärtner verliebe und wie meine Kinder versuchen, mir die Tour zu vermasseln.

In dem Moment, als ich ihn im Rückspiegel durch die regenverschmierte Heckscheibe auf dem frisch eingesäten Acker stehen sehe, weiß ich: Wir werden Sex haben. Herbstregen fällt wie aus Eimern vom Hamburger Himmel; wir sitzen im Auto vor meiner Haustür. Die Kinder hinten, ich vorne. Er schaut in meine Richtung, hebt die Hand zum Gruß.

Mit Schwung steckt er die Schaufel in den feuchten Boden, streift im Gehen seine Handschuhe ab, kommt in Zeitlupe auf meinen Wagen zu. Es ist sein letzter Tag auf der Baustelle gegenüber. Ich bin rechtzeitig zurück, um mich zu verabschieden. Fünf Minuten später, und er wäre weg gewesen.

Hat er auf mich gewartet? Trotz des Regens? Ich komme immer um kurz nach 16 Uhr, wenn ich die Kinder aus Schule und Kindergarten abgeholt habe. Die Jungs schießen jedes Mal

wie Pfeile aus dem Auto, während der Gärtner von gegenüber seine Sachen packt und mir stets zum Abschied winkt.

»Kennst du den etwa?«, fragte mein Sohn Caspar einmal.

»Ja, wir trinken morgens manchmal Kaffee«, sagte ich.

Seit acht Wochen geht das so, zwischen Balkon und Baustelle, Baum und Küchenfenster. So haben wir uns kennengelernt, der Gärtner und ich. Er mit Laubsäge in der Hand, ich im Morgenrock, mit Kaffeebecher am Küchenfenster. Er winkte stets lächelnd zu mir herüber, wenn ich länger als nötig am Fenster stand und ihm zusah, wie er im Baum hing und Äste absägte. Heute werde ich ihm meine Handynummer geben. Mein Herz rast, ich atme durch. Was kann schon groß passieren? Außer dass er sich geschmeichelt fühlt und doch nicht anruft. Auslachen wird er mich schon nicht. Ich bitte meinen Sohn Caspar, neun, mir ein Blatt Papier aus einem Schulblock zu reißen, um meine Handynummer draufzuschreiben.

»Kein Blatt mehr frei, sorry, Mama!«

Wow, das nenn ich Sabotage, mein Sohn will mir die Tour vermasseln. Er fühlt sich als Chef im Haus, seit Papa weg ist. Für ihn herrscht dort unverändert das Patriarchat. Nach ihm kommt lange nichts; sein Bruder Ben, vier, ist Vizechef, und seit sie wissen, dass die Schildkröte ein Junge ist, belegt sie den dritten Platz in dieser Machtstruktur. In Ermangelung eines Zettels kritzele ich meine Nummer auf die Innenseite eines Kaugummipapiers, welches sich zwischen anderen Papierchen unter dem Beifahrersitz anfindet. Und falte es in die ursprüngliche Form des Kaugummis zurück.

Auf der Autorückbank schlingt Caspar indes schlagartig Arme über Kopf und Augen und duckt sich, als würde im näheren Umfeld demnächst eine Handgranate explodieren.

»Warum gehst du in Deckung?«, will ich wissen.

»Also, Mama, ich will jetzt echt nicht miterleben, wie der **nicht** deine Nummer will!«

Ich atme ein. Und wieder aus. Was denkt sich mein Sohn? Who the fuck ist in seinen Augen Mama? Ein teilweise mit Gammelfleisch versetztes Küchengerät, das ungefragt die eigene Mobilfunknummer an Typen verteilt, die bisweilen in 15 Meter hohen Bäumen hängen? In Caspars Augen ist das so weit oben, wie ein Mann eben oben sein kann. 15 Meter Höhe, für ihn ist das gleich Chefetage und eh weit über Mama, die lieber auf einer Fisch-sucht-Fahrrad-Party mit Resthaar-Material ihres Alters Foxtrott tanzen sollte. Vorausgesetzt, er wüsste, was das ist. Andererseits: Spricht es nicht auch für tief empfundene Loyalität mir gegenüber, dass mein Neunjähriger meine Blamage, »falls der Gärtner nicht meine Nummer will!«, stellvertretend für mich mitempfindet?

Während der Mann von der Baustelle sich langsam nähert, berät sich mein Backoffice auf respektive unter dem Autorücksitz, so als wäre ich gar nicht da, über die Konsequenzen: Was, wenn der jetzt doch Mamas Nummer will?

»Der ist viel zu cool für Mama!«, sagt Caspar.

»Wieso, aber falls er besser Fußball spielt ...«, meint Ben.

»Besser als WER, Ben? Hast du je einen Freund von Mama gesehen, der Fußball spielt?«, fragt Caspi.

»Aber vielleicht hat er wenigstens ein iPad?«, ergänzt Ben.

Der Mann vom Baum klopf mit dem Fingerknöchel an die Fahrerscheibe. Er hat die Kapuze seiner Regenjacke tief ins Gesicht gezogen, seine Augen leuchten helltürkis in seinem gebräunten Gesicht.

Es regnet. Es ist peinlich.

Ich steige aus. Auch weil ich es unhöflich finde, ihn da allein im Regen stehen zu lassen. »Bleib doch im Auto sitzen bei dem Regen, ich setze mich auf den Beifahrersitz, dann können wir uns in Ruhe verabschieden«, sagt der Mann mit den türkisfarbenen Augen. Abschied! Mir wird schlecht bei der Vorstellung.

»Nee, lass mal. Die Kinder sind im Auto«, sage ich und denke an den armen Caspar, eingequetscht hinter dem Beifahrersitz.

»Die Kinder? Ich sehe nur einen, aber der ist ja noch klein ...?«

In der Sekunde streckt Ben seinen Kopf durch die offene Fahrtür. »Mein Bruder versteckt sich, weil er sich schämt!« Und weiter: »Ich bin nicht klein. Und Mama ist viel älter als du. Und wir wissen, dass kein Kaugummi da drin ist, sondern Mamas Telefonnummer!«

Schmerzliche Worte der Wahrheit gehören zu den Spezialgebieten meiner Kinder. Seit sie reden können. Sie haben ein Gefühl dafür, wo's wehtut. »Haben sie von mir«, sagt Sebastian, ihr Vater. So wie alles Schlechte. Bevor alles noch schlimmer wird, überreiche ich dem Mann vom Baum hastig das Fake-Kaugummi mit meiner Handynummer drin. »Vielleicht können wir mal in Ruhe ein Bier trinken.«

Um die Szene nicht unnötig in die Länge zu ziehen – mit Caspar unterm Sitz, Ben, dem Tonband ohne Stopptaste, im Nacken und dem Gärtner und mich im Regen –, lüge ich.

Ich müsse sofort los (gelogen), mein Metzger schließe (auch gelogen) und ich bekäme später noch Gäste (auch gelogen). Na ja, manchmal bekomme ich ja tatsächlich spontan und völlig unverhofft Gäste. Also, was man so Gäste nennt. Frisch getrennte, zum Teil nur noch flüssig ernährte Frauen mittleren Alters,

deren Vermehrung in Hamburg einem losgetretenen Schneeball gleicht, der langsam zur Lawine wird. Einer Epidemie, die sich langsam ausbreitet. Wir essen wenig und therapieren uns in erster Linie selbst. Manche von ihnen beten ab einem bestimmten Promillepegel in Endlosschleife dieselben Textpassagen runter, so lange, bis ich auf dem Sofa einschlafe. Meine Gäste sitzen dann immer noch da. Also keine Gäste in dem Sinne, für die ich zum Metzger hätte gehen müssen. Sondern höchstens in die Weinhandlung oder die Schnapsabteilung bei Aldi.

Eine Notlüge ist eine Lüge, die meine Not verkürzt. Ich steige zurück ins Auto, klatsche die Fahrertür zu und lege den Rückwärtsgang ein. Nichts wie weg hier, egal, wohin. Der Mann von der Baustelle sieht hilflos aus. Er winkt am Straßenrand, während ich in Richtung Ottensen links auf die Elbchaussee abbiege. Ich kann noch sehen, wie er sein Handy aus der Hosentasche fischt, das Papierchen entfaltet und meine Nummer eingibt.

»Wofür braucht der denn jetzt genau deine Nummer, Mama?«, fragt Ben.

»Hecke schneiden!«, sage ich.

»Welche Hecke denn, Mama?«

Man muss Vierjährigen auch nicht alles beantworten als Mutter.

»Wir haben keine Hecke, du Noop!«, sagt Caspar.

»Kannst wieder hochkommen, Caspi, er ist weg.«

Die Arbeit des Gärtners hatte er wochenlang mit sehnsüchtigem Kleinjungsblick verfolgt. Wie er im Bagger saß, den Acker umgrub, die Hecke beschnitt, Zaunpfähle mit dem Hammer in die Erde klopfte. Bisweilen standen er und sein Bruder mit Kumpels am Küchenfenster, wenn der Gärtner wie ein Orang-

Utan in der Baumkrone hing, Äste absägte und manchmal sein T-Shirt auszog. Im Spätsommer habe ich ihn zum ersten Mal angesprochen. Ich ihn. Nicht er mich. Ob er mir helfen könne, meinen alten Teppich vom Wohnzimmer in meinen Kofferraum zu tragen. Der Teppich müsse dringend zum Recyclinghof.

Ich siezte ihn, um mir zu beweisen, dass ich die nötige Distanz bewahre. Warum einen Freund anrufen, wenn direkt vor meiner Haustür ein Garten- und Landschaftsbauer steht, dessen Muskeln in der Sonne glänzen?

»Klar helf ich dir«, sagte er, rollte den schwerfälligen Teppich zusammen wie ein Seidendeckchen, verstaute ihn geschickt in meinem kleinen Kofferraum und drückte behutsam den Kofferraumdeckel zu. »Ich bin übrigens Adrian«, sagte er höflich und hielt mir die Hand hin. »Schaffst du den Rest alleine?« Er duzte mich. Welchen Rest?

Meinte er damit: Gibt es etwas, was du alleine kannst, nachdem du mich mit diesem blöden Frauending angequatscht hast? Als wärst du ein schwaches, hilfloses Mädchen? Das in Wirklichkeit eine sexuell frustrierte Mutter von der Elbchaussee ist, die diesen Vorwand benutzt, um anzubandeln? Die von Sex auf dem Bagger träumt, während ich Teppiche in ihr Auto trage? Oder denkt er das gar nicht? Sondern denke ich nur, dass er das denkt, weil ich Angst habe, dass jede Frau mit ihm ins Bett will, die ihn einmal im Baum hängen sah? 1,90 Meter groß, schwarzes, dichtes Haar, Grübchen in den Wangen ...

Nach der Sache mit dem Teppich habe ich aufgehört, in den Baum zu glotzen. Das gehörte sich dann nicht mehr. Ich gebe Gas, stelle das Radio laut und überlege, was ich Sinnloses einkaufen könnte. Wäre der Vater meiner Kinder noch da, würde ich jetzt über das Abendessen nachdenken. Safran-

hühnchen mit Zitronen-Couscous oder Kürbiscremesuppe mit Croûtons und Koriander. Irgendwas Vernünftiges eben. Aber so? »Seit Papa weg ist«, fehlt mir oft die Muße für selbst gekochtes, gesundes Abendessen. Zumindest war es am Anfang so.

Als ich Ben am nächsten Tag aus der Kita hole, berichtet er seinem Kumpel Linus: »Seit Papa weg ist, gibt es abends immer Chicken Nuggets oder Pizza!«

»Dann ist bei euch ja jeder Tag Kindergeburtstag!«, kreischt Linus und fragt, ob er bei uns abendessen darf. Klar darf er. Ich nehme immer gerne Kinder anderer Leute mit. »Nimm nicht immer die Kinder von allen Leuten mit«, sagt Kathi immer. »Die potenzieren nur dein Chaos. Räum lieber mal auf. Dann fühlst du dich auch wohler ...« Plötzlich steht Josefin, Bens Erzieherin, neben uns, ich rücke schnell mein Image als Fastfood-Mutter wieder gerade: »Na ja, nicht jeden Tag, oder Ben? Oft schneide ich rohes Gemüse dazu oder heute habe ich zum Beispiel Buttermilch gekauft ...« Der Rest des ohnehin sinnlosen Satzes geht unter, als sich die Mutter von Nikodemus-Maximilian von schräg hinten in unsere Gruppe drängelt. Sie will klären, wer ihren Sohn gebissen hat. Und zwar sofort. Er hat eine heftige, blau-gelbliche Bisswunde am Oberarm, die könne sich entzünden und zu einer Sepsis führen. »Mein Mann ist nämlich Chirurg!«, sagt sie. Aha. Im Übrigen habe sie nicht den Eindruck, das Leben sei ein Kindergeburtstag, »seit Papa weg ist«, zischt sie im Gehen, mit Seitenblick auf Ben. Wow. Was veranlasst Felicitas Wassmann, die ich nur vom Sehen kenne, zu solchen Formulierungen? Sie lässt uns stehen, um weiter nach dem bissigen Angreifer ihres Kindes zu fahnden. Sie erreicht

ein anderes, betroffen dreinschauendes Müttergrüppchen, eine dreht kopfschüttelnd die Augen nach oben.

»Nehmen Sie es nicht persönlich«, sagt Josefin, »bei Wassermanns ist auch gerade ›der Papa weg‹.« Das sei noch nicht offiziell bei den »Koalabären«, wie Bens Gruppe liebevoll hieß. Doch ich solle mir keine Sorgen machen. Hinter dem Beißangriff stehe keinesfalls Ben. Seit »sein Papa weg ist«, leide Nikodemus-Maximilian an unberechenbaren Wutanfällen. Oh Gott. Ob das bei allen Kindern so sei, »wo Papa weg ist«, frage ich die Erzieherin. Nein. Sagt Josefin. Nur bei denen, wo die Mütter entsprechend am Rad drehen, dauernd heulen und komplett ihre innere Mitte verloren haben. »Vielleicht weil sie Angst hat, dass sie ihren Whirlpool nach der Scheidung verliert?«, frage ich. Drehe ich denn oft am Rad? Wo ist meine innere Mitte? Heule ich oft? Jedenfalls nicht so oft wie vor der Trennung. Vieles zelebriere ich ganz bewusst, »seit Papa weg ist«, bevor die Kinder auf die Idee kommen, traurig zu werden. Zum Beispiel unsere *The-Voice-Kids-Partys*. Dann singen wir Playback in Löffelmikros und tanzen, die Jungs trinken Zuckerscheiß und krümeln ihre Pizza auf den Wohnzimmerteppich. Und auch Mama bekommt 'n Drink.

Oft kommt dann später noch Besuch aus dem Club der Frischgetrennten, teils mit, teils ohne Kinder. Frauen aus der Nachbarschaft, die ihr Leben als Glucken in Barbour-Jacken mehr oder weniger freiwillig an den Nagel gehängt haben. Sie alle sind irgendwo zwischen total fertig und in feierlicher Aufbruchstimmung. Jede von ihnen ist irgendwie aus der Spur geworfen. Einige sind immer noch unter Schock und in ständiger Entrüstung darüber, dass das Unmögliche auch bei ihnen eingetroffen ist. Wie eine tödliche Krankheit. Einige sind in dem

Glauben, es müsse ein sofortiger Ersatz-Papa gefunden werden. Doch im Damenclub der Frischgetrennten von der Elbchaussee setzt langsam die Erkenntnis ein, dass im Scheitern einer Ehe auch immer eine neue Chance liegt. Alle hier leiden, heulen, spucken Feuer, Gift und Galle, schwören Rache, lachen, feiern, verlangen nach Libertinage und lassen es krachen.

Nur eines kommt nicht vor: Langeweile.

KAPITEL 1

ELF REGELN FÜR DIE ZEIT ALS FRISCHGETRENNT

Wie das überhaupt weitergehen soll, nachdem ich meine Ehe über Bord geworfen habe.

Ich bin raus. Nach knapp zehn Jahren Ehe, selbst gewählt. Im freien Fall? Oder einfach nur frei? Manchmal ist es ein zugefrorener See im Nebel, weit und breit kein Nest mehr, keine feste Wand, die mich umgibt und hält. Ich denke an Janis Joplin's Worte, diesen Songtitel mit »Freedom« in der Headline: Findet sie es eigentlich arm, dass Freiheit nur bedeutet, dass man nichts zu verlieren hat? Oder erstrebenswert? Ich bin allein. Kein Ehemann mehr, der zum Kellner sagt: »Meine Frau isst keinen Fisch, bitte bringen Sie ihr ein schönes Stück Filet.«

»Meine Frau.« Das war ja ich. Ein durch Possessivpronomen markiertes Eigentum. Es ist ja auch das Wesen einer Ehe, was viele romantisch finden oder mit Stolz erfüllt. Ich habe die

Phrase »mein Mann« in zehn Jahren Ehe nicht einmal benutzt. Ich habe immer seinen Vornamen oder seinen Beruf genannt, um ihn in einer Runde vorzustellen, manchmal sagte ich auch: »Das ist der Vater meiner Kinder.« Ich wollte nie jemandes Frau sein. Auch nicht die Frau meines Mannes. Ich habe ihn kein einziges Mal »mein Mann« genannt. Aber das hatte nichts mit ihm zu tun. Denn vorzeigbar war er durchaus.

Die erste Zeit nach der Trennung ist emotional. Ein Zustand zwischen Angst vor der Zukunft und Zweifeln, ob das alles so richtig war. Und voller Gefühle. Schließlich sollte meine Ehe doch eigentlich für immer sein. Gibt es ein neues »für immer« nach der Ehe? Als Patchworkfamilie? Oder bieten sich, nachdem das klassische Familienmodell – und die damit einhergehenden Rollenbilder – gesprengt wurde, ganz neue Möglichkeiten? Was suchen wir jetzt, nachdem wir festgestellt haben, dass die »Männer unserer Träume« nicht das sind, was wir uns als kleine Mädchen erhofften? Um die erste Zeit durchzustehen, mache ich mir selbst ein paar Regeln, die ich mir anschließend immer wieder mantramäßig durchlese. Sie sind nicht nur für Frauen, sondern für alle Geschlechter gültig, die gerade eine Trennung verschmerzen müssen. Immer wenn es mir Scheiße geht, ich traurig bin oder mir Zweifel kommen, beachte ich meine Regeln.

Regel Nummer 1:

Sei freundlich und heule besser im Auto. Bei Freundinnen in der Küche. Bei anderen Freundinnen auf der Couch. Verteile deine Verzweiflung besser auf mehrere Freunde.

Am Anfang muss ich jedes Mal heulen, wenn Rio Reiser »Juni-
mond« singt, auch wenn es Zufall ist, dass das Ende meiner
Ehe im Juni besiegelt wurde. Aber ich heule im Auto, wo ich
den Song extra als »Heulsong« abgespeichert habe, mit noch
zwei, drei anderen Songs. Am wehsten tut mir der Riss der Fa-
milie. Da ächzt und stöhnt das Herz, auch wenn der Verstand
immer wieder bestätigt, dass alles falsch war an dieser Ehe.
Weh tut es trotzdem. Außer im Auto heule ich natürlich in der
Küche meiner besten Freundin. Als ich zum Beispiel von der
neuen Flamme des Ex-Mannes erzähle, die fünf Minuten nach
seinem Auszug bei ihm eingezogen ist. Und mit hoher Wahr-
scheinlichkeit längst da war, als es mich noch gab.

Ich habe drauf geachtet, nicht die Nerven meines gesam-
ten Umfeldes mit Drecklaune zu strapazieren. Denn wer will
jemanden um sich haben, der permanent seinen Frust in die
Welt hinausschreit? Wie oft ärgere ich mich über Mütter, die
morgens über den Schulhof gehen und aussehen, als hätten
sie Zitronen gefrühstückt, die sie jede Sekunde auf den Sand-
platz kotzen. Selten habe ich so viele nette Menschen kennen-
gelernt wie ausgerechnet in der Phase, als ich frisch getrennt
war. Gerade auf dem Schulhof. Man braucht in der ersten Zeit
nämlich nicht nur eine Freundin. Es ist besser, seine Verzweif-
lung auf mehrere zu verteilen. Und es ist total okay, Hilfe an-
zunehmen.

Ich habe mich auf alte Freunde besonnen! Also nichts gegen neu erworbene Müttergruppen, in denen sich jenseits des Sandkastens alles um Windeln, Impfungen, PEKIP-Gruppen, Abstillen, Mobbing im Kindergarten und Diskussionen über falsch gewählte Ehepartner dreht. Aber: Mit Freunden aus der Zeit, als alle noch Sex hatten und auch noch ständig darüber sprachen, kann man alte Zeiten in neue verwandeln. Da muss man nichts groß erklären, sie verstehen einen auch so.

Regel Nummer 2:

Denk daran, auch wenn die Kurzen manchmal deinen letzten Nerv rauben – du bist gerade als getrennte Mutter nie allein! Und hast immer was zum Liebhaben.

Die Bedeutung »Single« hatte vor der Ehe eine andere Bedeutung als jetzt – als Single Mom, 15 Jahre später im Leben. Doch das neue Singledasein im späteren Leben wird nicht weniger wild und aufregend. Nicht nur, weil die Kinder immer da sind und mich in Situationen bringen, in denen ich mir manchmal wünschte, ich hätte sie nie gemacht. Was natürlich Quatsch ist. Sie schaffen mitsamt Kumpels und Müttern einen lebendigen Rahmen meines Lebens, das neuerdings zur »Dramedy« geworden ist. Denn meistens sind sie ja bei mir. Im Gegenteil ist es eine besondere Zeit für mich, wenn die Kinder beim Vater sind. Kinderfreie Wochenenden sind so ziemlich die beste Erfindung im Leben einer Single Mom. Meine persönliche Dramedy als frisch getrennte Mutter umgibt mich wie eine unsichtbare Wolke, in der ich niemals allein bin. Der Geruch von Babypu-

der haftet an mir. Auch wenn ich abends an der Bar versuche, sexy auszusehen.

Nach meiner Trennung sind meine Kinder noch klein. Ben ist knapp zwei Jahre alt, als sein Vater auszieht, Caspar ist sechs und gerade eingeschult. Ich kann bei Dates oder einer Neube-Kanntschaft in Bars also nicht so tun, als existierten sie nicht, so wie meine Freundin Claire das immer tut. Während ich aus Versehen ein vollgekotztes Spucktuch aus der Tasche ziehe, weil ich den Lippenstift suche.

Claire verleugnet ihre Kinder im neu erlangten Singlestatus jedes Mal, wenn sie einen Mann kennenlernt. Sie ist mit 20 Mutter geworden und kann sich mit Mitte 40 auf allen Bartresen dieser Welt räkeln, während Bens Schnuller mir aus jeder Manteltasche fällt, seine Beißringe in meinem Geldbeutel feststecken und ich es kaum erwarten kann, nach Hause zu kommen und den Babysitter abzulösen. Auch der Blick auf mein Telefon verrät mich postwendend als Mutter kleiner Kinder. Wo früher Vor- und Nachnamen erwachsener Menschen eingespeichert waren, stehen heute durchaus zehnmal in einer Reihe Namen von Mutter und Kind: »Christine von Bela ... Susanne von Ella ... Birte von Leander«. Seit Caspars Geburt sind sie alle adelig. Die dritte Kategorie eingespeicherter Namen sind Spitznamen von Tinder- oder sonstigen Dates, die ich auch gleich hätte löschen können, anstatt sie mit Kosenamen wie »Depp«, »Der Gru« oder »Oger« in meiner Telefonliste zu speichern.